



Detlef Zeiler

Weg von hier! Teil I

Vom langsamen Ende einer Jugendbewegung

Weg von hier!

Vom langsamen Ende einer Jugendbewegung

Teil I

Im Juli 2020

Detlef Zeiler

Gegenwartsforscher

© 2020 Detlef Zeiler

Weg von hier!

Teil I

ISBN: 978-3-347-11010-6 (Paperback)

ISBN: 978-3-347-11011-3 (Hardcover)

ISBN: 978-3-347-11012-0 (e-Book)

1. Auflage 2020

Verlag und Druck: tredition GmbH, Halenstraße 40-44, 22359 Hamburg

www.tredition.de

Bildrechte: Bildarchiv (privat) Detlef Zeiler

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für elektronische und sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Weg von hier! – Teil I

Wie lange reicht eine Erinnerung zurück in die Kindheit? Meine ersten Eindrücke bringen mich in einen evangelischen Kindergarten in Angermünde, einer Stadt, die damals noch in der DDR lag. Ich war vier oder fünf Jahre alt, also in einem Alter, in dem man schon über hohe Zäune klettern konnte. Denn obwohl ich der Liebling von „Schwester Ursula“ war, bin ich ab und zu während der Pausen im Hof abgehauen, über den Zaun geklettert und geflüchtet. Man musste mich dann in der Stadt suchen oder ich war einfach nach Hause gegangen. Mein ein Jahr älterer Bruder war im Kindergarten geblieben.

Ist das eine „echte“ Erinnerung? Oder ist sie durch die Erzählungen der Eltern verfremdet? Auf alle Fälle hatte ich damals noch keine Ahnung von DDR, von deutscher Teilung in Ost und West, von allen Fragen der Politik, die ich heute nicht mehr von den damaligen Eindrücken trennen kann.

Auch bin ich nicht sicher, ob ich ein anderes Ereignis wirklich genauso erlebt habe, wie es später mein Vater immer wiederholt hat: Bei einem Fußballspiel mit vielen Zuschauern habe ich einen aus dem Feld gefallenen Ball genommen und quer über den Platz zu meinem damals schon sehr viel älteren Cousin getragen. Dabei haben mir die Zuschauer aufinuntemd zugeklatscht. Vielleicht war mein Vater stolz über so viel positive Aufmerksamkeit – und hat diese Geschichte so oft erzählt, dass sie mir deswegen im Gedächtnis geblieben ist. Sicher hat er mein Interesse schon früh auf das Ballspiel gelenkt.

Es gibt eine andere Erinnerung, die mit wiederholten Erzählungen meiner beiden Eltern vermischt ist: So hat unser berühmter Onkel Franz, ein „Volkspolizist“, ein Vopo, immer wieder Leute verpiffen, die Westradio gehört haben. Er soll sich an die Fenster fremder Häuser geschlichen und

dort gelauscht haben. Hat er jemanden erwischt, so bekam er von seiner Behörde Geld, 50 Mark, so sagte man. Meinem Vater drohte er: „Dich Adenauer Anhänger werde ich auch noch erwischen!“ Er fragte zuweilen meine Oma mütterlicherseits, was mein Vater denn so im Radio höre. Sie wehrte sich mit dem Hinweis, sie höre doch sehr schlecht, was ja auch nicht gelogen war. Onkel Franz war also für uns Kinder so etwas wie ein böser Zauberer, der viel Macht besaß. Von heute aus gesehen eher ein kleiner Mitläufer, wie es ihn zu allen Zeiten gibt. Das Erfreuliche für meinen Vater war dann aber, dass der Onkel einmal ziemlich verbeult und verschrammt rumlief. Keiner glaubte ihm, er sei lediglich die Treppe heruntergefallen. Man hatte ihn wohl ordentlich vermöbelt. So was scheint es in den 50er Jahren in der DDR noch gegeben zu haben. Allerdings auch das gehört zur Realität der DDR: So wurde 1954 der oben erwähnte Cousin verhaftet, als er zusammen mit einem anderen Jugendlichen nach dem Sieg der westdeutschen Fußballmannschaft im Endspiel gegen Ungarn mit über die Schulter aufgelehnten Spaten salutierte, während im Hintergrund die deutsche Nationalhymne lief. Er verschwand auf Nimmerwiedersehen – und so konnte ich ihn nie kennenlernen. Sehr schade!



Mein Bruder Rudi und ich

Bevor mein Bruder und ich ins Schulalter kamen, wollten meine Eltern weg, ab in den Westen, wo wir ja auch eine Menge Verwandte hatten.

Es war im Frühjahr 1957, also noch vor dem Mauerbau und der Grenzschießung, als wir dann „Republikflucht“ begingen. Zunächst mein Vater, mein älterer Bruder und ich, ein halbes Jahr später meine Mutter und meine jüngere Schwester. Uns Kinder wurde eingebläut, wir wollten lediglich meine Großeltern väterlicherseits in Österreich besuchen, was wir an der Grenze auch genauso brav wiedergaben. Wir glaubten das wirklich, denn wir hatten natürlich gehofft, wieder zu Mutter und Schwester zurückzukommen.

Aber dann fuhren wir zunächst nach Frankfurt, wo wir bei einer katholischen Familie landeten, die uns aber gleich rauswarf, da mein Vater ja evangelisch war. Dieser religiöse Gegensatz hatte sich erst allmählich abgeschwächt, als die deutsche Bevölkerung durch die große Anzahl der Flüchtlinge immer mehr vermischt wurde. Also weiter zu unseren

Verwandten mütterlicherseits in das 300-Seelendorf Ebenheid. Dort fanden wir zunächst Unterkunft in einer Art Scheune, wo man uns strohgefüllte Matratzen für die Nacht gab. Aber nach zwei Wochen hatten wir eine reguläre Wohnung mit Waschbecken im Flur und einem Klo im Hof, bei dem man, wenn man nach dem Geschäft in die runde Öffnung schaute, unten die dicken Maden sehen konnte. Jedenfalls im Sommer. Im Winter nicht, dafür war es dann von der Kälte her unangenehm, aufs Klo zu gehen. Die Winter waren früher wesentlich härter als heute, die Ortsweiher an beiden Enden des Dorfes waren oft zugefroren – und wir Kinder konnten dort regelmäßig Eishockey spielen. Woher ich die Schlittschuhe hatte, weiß ich nicht mehr, jedenfalls konnte ich ganz gut fahren.

Unsere Wohnung bestand aus zwei Zimmern, einem Wohn- und einem Schlafzimmer. Das war dann zu wenig, als meine Mutter mit der Schwester nachkam. Sie war mit einem Kinderwagen, in dem sie einige Dinge versteckte, nach Westberlin gefahren und von dort nach Westdeutschland geflogen, wo sie und meine Schwester eine Zeitlang in einer Sammelunterkunft leben mussten. Aber schon im Herbst waren wir alle wieder zusammen.



Mein „Weißer Sonntag“ -1959 oder 1960 (v.l.n.r.: Detlef, Mutter Rudi, Vater, Ursula.) Festtagskleidung und Krawatten mochte ich nicht – und das ist bis heute so geblieben.

Wir Kinder sprachen einen Dialekt, den unsere Altersgenossen nicht verstanden – und wir verstanden die nicht. Unsere rasche Integration verdanken wir unserer älteren Cousine Hilde. Da unsere Mutter von Anfang an bei den Bauern mitarbeiten musste, um unser Überleben zu sichern, und da mein Vater tagsüber in Miltenberg in einer Kleiderfabrik arbeitete, war Hilde unsere Ersatzmutter. Da Hilde eine resolute Jugendliche war, die sich Respekt verschaffen konnte, waren wir nicht lange als Flüchtlinge verschrien und wir lernten schnell den ortsüblichen Dialekt. Oft konnten wir bei den Bauern, denen meine Mutter bei der Ernte half, zu Mittag essen. Besonders in Erinnerung ist mir mein gleichaltrigen Freund Emil geblieben, der mich ab und zu einlud, auf einem Ackergaul namens Bella, die Schöne,

ums Dorf zu reiten. Wir hatten uns bei unseren Ausritten geschworen, die Welt zu retten. Daran erinnere ich mich noch. Vielleicht hatten wir das aus irgendwelchen Rittergeschichten übernommen und kreativ weiterentwickelt...

Nach einem Jahr konnten wir endlich in eine größere Wohnung etwas weiter unten im Dorf ziehen, wo wir vier Zimmer hatten – und das Klo war endlich innerhalb des Hauses - im Flur. Gekocht wurde auf einem Holz- bzw. Kohleofen. Auf diesem Ofen wurde auch das Badewasser in einem großen Topf erwärmt und dann in eine Blechwanne geschüttet, in der wir am Wochenende alle der Reihe nach badeten. Am besten hatten es immer die, die am ersten baden durften, denn das Wasser wurde zunehmend – sagen wir mal - undurchsichtig.

Da beide Eltern arbeiten gingen, waren wir mehr oder weniger Schlüsselkinder. Die Straße und die Umgebung des Dorfes waren unser Spielplatz. Aufgrund meiner Freundschaft mit Emil durfte ich ab und zu bei ihm zu Mittag essen. Seine Mutter mochte mich offensichtlich und hat mich oft eingeladen. Dafür halfen wir Kinder regelmäßig bei der Ernte. Wenn Heu oder was auch immer aufgeladen wurde, durften – oder mussten – wir den Traktor fahren: Kupplung mit dem linken Fuß, dann den ersten Gang rein, 10 Meter weiter vor gefahren, dann wieder Kupplung rein, Bremse mit dem rechten Fuß und Gang raus. Derweilen luden die Erwachsenen das Heu oder was auch immer auf. Ich glaube, wir waren damals maximal sieben Jahre alt, als wir mit dem Traktorfahren begannen. Kinder lernen schnell. Und es gab nichts Schöneres als nachts oben auf dem Heu zu liegen und in die Sterne zu gucken, wenn die Ernte nach Hause gefahren wird. Im Nachhinein gesehen idyllisch. So frei wird keine Kindheit mehr sein wie unsere damals. Es gab damals noch nicht so viele Regeln.

Selbst bei der Beichte in dem katholischen Dorf gab es für uns Kinder unerwartete Freiheiten, wenn man sich einmal an die äußere Form der kirchlichen Vorgaben gewöhnt hatte. Der im Nachbarort Rauenberg ansässige Pfarrer kam einmal in der Woche in unsere kleine Kirche und hielt in der Sakristei, die links neben dem Altar lag, für alle Kinder, welche die Erstkommunion hinter sich hatten, getrennt von den Erwachsenen die